

Opfer romantischer Liebe

Barbara Kuchler

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Georg Simmel als Stifter der Mikrosoziologie – am Beispiel der Geschlechterverhältnisse und der persönlichen Beziehungen«

Liebe gilt gemeinhin als etwas Schönes, Strahlendes, Erhebendes, und Liebessociologie klingt zunächst nach einer Subsoziologie, die einem das Herz aufgehen lässt, jedenfalls mehr als Verwaltungssoziologie, Finanzsoziologie oder Kriegssoziologie. Man darf sich durch die Oberfläche aber nicht blenden lassen, und natürlich kann man auch hier in guter Soziologenmanier nach den dunklen Seiten der Sache fragen. Manche LiebessociologInnen tun dies, indem sie nach versteckten Kalkülen von Teilnehmenden, nach einer hintergründigen Logik der Nutzenoptimierung fragen und damit die Vorstellung der rein gefühlsbasierten Liebe als Fiktion und kulturellen Mythos enttarnen (Collins, Coltrane 1991, S.285ff.; Illouz 2003; Illouz, Finkelman 2009). Ich nehme dagegen die Institution der romantischen Liebe ernst, also die Idee einer mehr oder weniger irrationalen, nicht nutzenorientierten, sondern auf intimen zwischenmenschlichen Austausch gehenden Verbundenheit zweier Personen, samt den hohen Erwartungen auf Glück und Erfüllung, die damit verknüpft sind. Ich halte sie nicht für eine Fiktion, sondern für eine Realität, aber für eine zweischneidige Realität, die ebenso viele Schatten- wie Lichtseiten hat und ebenso viele Opfer wie Erfolgsfälle hervorbringt.

Das Prinzip der romantischen Liebe, das sich seit etwa 1800 in der westlichen Welt durchgesetzt hat, hat uns zweifellos einen Gewinn an Nähe, Tiefe und Erfüllung in persönlichen Beziehungen gebracht. Zu den Gewinnen zählt etwa die Entscheidungsfreiheit des Individuums durch das Prinzip der freien Partnerwahl, das die alte Praxis arrangierter Ehen ablöst und in einer auch sonst hoch individualisierten Gesellschaft alternativlos scheint. Ein Gewinn ist sicherlich auch das Potential an zwischenmenschlicher Nähe und Intimität, der Erforschung des Partners oder der Partnerin bis in tiefste Regungen und abseitigste Verdrehungen hinein, was eine ganze neue Dimension von Beobachtung und Verstehen erschließt (Tyrell 1987).

Aber romantische Liebe bringt auch ihre eigenen Schäden und Opfer hervor. Ich gehe im Folgenden insbesondere auf drei Opfergruppen ein: (1) Insassen unglücklicher Ehen, (2) unglückliche Singles, (3) Familien, bzw. unglückliche Kopplungen von Intimbeziehungen und Familien. Man könnte als eine weitere Opfergruppe eventuell noch an unglücklich Verliebte denken. Diese Gruppe ist aber gewissermaßen noch zu romantisch, sie rangiert noch zu nah am Herzchen- und Blümchendiskurs; auf diese Gruppe gehe ich deshalb nicht näher ein. Ich konzentriere mich auf die noch eindeutigeren Opfergruppen, wo alle Romantikanklänge verschwinden. – Zwei dieser drei Opfergruppen sind bei Simmel bereits sehr präzise identifiziert (Gruppe 1 und 3). Eine weitere Gruppe (Gruppe 2) füge ich mit lockerem Simmelbezug hinzu.

1. Insassen unglücklicher Ehen

Die erste Gruppe ist die am wenigsten überraschende: Sie besteht aus den Insassen unglücklicher Ehen. Das Wort „Insasse“ mag zynisch klingen, es ist aber passend, weil eine Ehe nicht nur etwas ist, worin man sehr unglücklich werden kann, sondern auch etwas, woraus man nur schwer entkommt. Dabei soll der Begriff „Ehe“ hier für alle langfristigen Paarbeziehungen stehen, bei denen die PartnerInnen in einem Haushalt zusammenleben, unabhängig davon, ob sie im juristischen Sinn verheiratet sind oder nicht. Die Probleme von Ehen mit und Ehen ohne Trauschein sind soziologisch weitgehend identisch, die typischen Verlaufsphasen und Problemdynamiken unterscheiden sich nicht. So hängt die Schwierigkeit des Entkommens aus unglücklich verlaufenden Ehen etwa sehr viel mehr mit der Existenz oder Nichtexistenz von Kindern zusammen als mit der Existenz oder Nichtexistenz eines Trauscheins.

Ehen in diesem Sinn sind nun fraglos nicht nur eine Quelle höchsten Glücks, sondern auch eine Quelle höchsten Unglücks. Fragt man nach typischen Ursachen psychischen Leidens in der modernen Gesellschaft, so dürften Paarbeziehungen ganz oben auf die Liste der Kandidaten stehen, neben einer Handvoll anderer Kandidaten wie Arbeitslosigkeit/Armut oder Krieg/Vertreibung. Auch wenn es dazu keine exakten Daten gibt, wird man nicht fehlgehen in der Annahme, dass auf Liebe gegründete Paarbeziehungen in hohem Ausmaß privates Unglück hoher Intensität produzieren, wenn auch Unglück geringer Sichtbarkeit, das heißt großen Alleingelassenseins, stiller Verzweiflung und schleichen-der Verbitterung.

In gewisser Weise ähnelt das Doppelpotential von Intimbeziehungen zu Glück und Unglück der alten dialektischen Bewegung des Umschlagens von Liebe in Hass. Simmel würde sagen, Liebe und Hass hängen in der Wurzel zusammen; man hasst dort am stärksten, wo man einmal geliebt hat, und man kann denjenigen am tiefsten verletzen, den man am intimsten kennt (Simmel 1908, S.301ff.). Man kann sagen: Liebe und Hass sind in Bezug auf ihr Intimitätspotential ebenbürtig. Und das gilt im Übrigen nicht nur für Hass, also für die intentionale Verletzung des/der Anderen, sondern ebenso für die unintendierte Verletzung, für schleichende Dynamiken von Entfremdung, Kränkung, Verbitterung. Die Parallelität von Liebe und Hass in Bezug auf ihr Intensitäts- und Intimitätspotential kommt gut auch in folgender Simmel-Passage zum Ausdruck:

„Denn dies ist nun das [...] Entscheidende: dass die Liebe zu einem Menschen, als das sozusagen allgemeine Motiv zu einer bestimmten Handlung sich mit deren Inhalt solidarischer verbindet, ihn unmittelbarer durchblutet als es bei jeder anderen Motivierung (außer vielleicht dem Hass) der Fall ist. Man kommt gewissermaßen von weiter her, wenn man jemanden aus Moral oder [...] aus Religion [...] heraus eine Wohltat [oder eine Feindseligkeit] erweist als wenn es aus Liebe [oder Hass] geschieht“ (Simmel 1921).

Die Ergänzungen in eckigen Klammern habe ich eingefügt, um den sehr hellsichtigen Vergleich zwischen Intimbeziehungen und Religion zu betonen, den Simmel hier andeutet. Man kann zwar auch aus religiösen Überzeugungen heraus jemanden beleidigen, verletzen, töten. Aber man muss schon ziemlich verdreht sein, um das zu tun, und nur eine kleine Minderheit von Menschen tut das. Dagegen sind wir ungefähr alle so verdreht und ohne weiteres dazu in der Lage, jemanden aus verletzter, schiefgehender Liebe heraus zu beleidigen und zu verletzen. Und vermutlich ist sogar die Zahl der Menschen, die aus schiefgehender Liebe heraus getötet werden, größer als die Zahl der Menschen, die von religiösen Fanatikern getötet werden.

Das ist schlicht die Kehrseite der Erfindung von Intimität: Ein Sozialsystem, das auf engen, emotional intensiven Beziehungen beruht, bringt ein präzedenzloses Potential an Erfüllung und Befriedigung in zwischenmenschlichen Beziehungen mit sich, aber auch ein präzedenzloses Potential an Verzweiflung und Verletzung. Die Familiensoziologie formuliert die Risiken der Sozialform Intimität etwa so:

„Die dauerhafte Zusammenbindung des jeweiligen kernfamilialen Personals ‚auf engstem Raum‘ bedeutet vor diesem Hintergrund vor allem: in einem Maße, das den mit der Familie befaßten Wissenschaften heute vielfach bedenklich, ja gefährlich erscheint, sind in der ‚totalen Gruppe‘ der privatisierten Familie [...] die jeweils familial zusammengehörigen Individuen einander unmittelbar ‚ausgeliefert‘ und ‚interpsychisch‘ aufeinander dauerfixiert; sie sind dies – wegen der gewollten affektiv-kommunikativen Selbstgenügsamkeit der Familie – faktisch fast ohne jeden Schutz (z.B. Rechtsschutz) durch die Umwelt“ (Tyrell 1979, S.33).

Dass Familienangehörige einander ohne Rechtsschutz ausgeliefert sind – diesen Satz kann man so verstehen, dass sie Straftaten, etwa Gewalttaten, schutzlos ausgeliefert sind. Dies ist zweifellos richtig, angesichts der Verbreitung familiärer Gewalt und der Schwierigkeit ihrer Ahndung. Aber das viel verbreitetere Problem ist, dass man als Familienmitglied sozio-psychischen Misshandlungen, Missachtungen und Missstimmungen ausgeliefert ist, die gar nicht rechtseinschlägig sind, die keine Straftaten sind, sondern „nur“ weh tun und einem nur das Leben zur Hölle machen.

Das Höllenpotential von Intimbeziehungen gilt nicht nur für die PartnerInnen, sondern auch für deren Kinder, die massiv geschädigt werden können durch das Aufwachsen in einer Familie mit ungesundem psychosozialen Klima. Und dies gilt – und hier kommt wieder Simmel ins Spiel – unabhängig davon, ob die PartnerInnen *als Individuen* gute Eltern, gute Mütter oder Väter sind. Simmel stellt fest – als guter Durkheimianer, wenn man so will –, dass eine Ehe oder Paarbeziehung eine emergente Realitätsebene darstellt, die relativ unabhängig ist von der Frage, wie die beiden beteiligten Individuen beschaffen sind. Er verweist auf die „garnicht seltene Tatsache, daß es zwischen durchaus wertvollen Persönlichkeiten entschieden schlechte Ehen und zwischen recht mangelhaften sehr gute gibt“ (Simmel 1908, S.107). Und dasselbe gilt eben auch für Menschen in ihrer Eigenschaft nicht als PartnerIn, sondern als Eltern: Auch Menschen, die je für sich wundervolle, liebevolle Eltern sind, können ihren Kindern jämmerliche psychosoziale Aufwuchsbedingungen bieten, wenn sie miteinander eine schlechte Beziehung führen und deshalb den Kindern ein sprachloses, verständnisloses, wohlwollensfreies Familienumfeld sind.

2. Unglückliche Singles

Die zweite Opfergruppe ist weniger offensichtlich. Sie besteht aus Personen, die durch das Idealbild romantischer Liebe daran gehindert werden, sich eine Beziehung und/oder eine Familie zuzulegen. Der Komplex romantischer Liebe bringt es mit sich, dass überhöhte Erwartungen an Glück, Erfüllung, Ekstase, Heftigkeit der Gefühle kursieren und gesellschaftlich unterstützt werden. Ehen, Paarbeziehungen, Familien(kerne) unterhalb dieses Levels an ultimativem Hingerissensein werden dadurch delegitimiert und oft aus dem Bereich des Infragekommenden ausgeschlossen, selbst wenn jene ultimative Ebene sich als unerreichbar erweist.

Die destruktive oder jedenfalls destabilisierende Wirkung von überhöhten Erwartungen an die Liebe à la Hollywood – atemloses Einander-in-den-Armen-Liegen vom ersten Blick bis zum gemeinsamen Altwerden – ist schon von der frühen Familiensoziologie der 1920er und 1930er Jahre beschrieben

worden. Mabel Elliott und Francis Merrill (1934) haben dafür den schönen Begriff des „romantischen Fehlschlusses“ geprägt: Paarbeziehungen beginnen unter dem Eindruck eines Märchenbildes von Liebe und zerbrechen dann am Nichtgenügen der real existierenden Beziehung, am Zurückbleiben gegenüber dem Idealbild. Die Beziehung geht in Alltag über und verliert die euphorische Qualität des Anfangs, und der Partner oder die Partnerin ist nur ein ganz normaler Mensch mit ganz normalen Macken und kein Traumprinz oder keine Traumprinzessin. Häufig trennen sich dann die Partner und versuchen es mit einem neuen Partner oder einer neuen Partnerin noch einmal, in der Hoffnung, dieses Mal „den Richtigen“ oder „die Richtige“ zu finden, statt den mühsamen Prozess des Erwachsenwerdens und der gemeinsamen Beziehungsarbeit auf sich zu nehmen (Swidler 1980).

Vorschnelle Trennungen in der Hoffnung auf volles Glück im nächsten Anlauf – „romantische Trennungen“, mit dem Begriff von Elliott und Merrill – sind aber nur eine Variante des Problems überhöhter Erwartungen. Eine andere Variante ist das mehr oder weniger unfreiwillige und unglückliche Single-Dasein von Personen, denen es nicht gelingt, sich den gesellschaftlichen Erwartungen entsprechend zu verlieben. Romantische Liebe und romantisches Sich-Verlieben ist in unserer Gesellschaft eine *Institution*, das heißt es wird erwartet, dass alle Personen ab einem gewissen Alter diese Erfahrung machen, dass sie sich in jemanden verlieben und die heftige, unwiderstehliche, alles überwältigende Macht der Liebe in sich spüren (Goode 1959; Luhmann 2008). Das gelingt aber nicht jedem, aus welchen Gründen auch immer, und sei es nur fehlendes Glück oder fehlende Autosuggestionsfähigkeit.

Wem es nicht gelingt, der oder die hat oftmals ein Problem: ein Problem mit den anderen, die ihn oder sie als Übriggebliebene(n) betrachten und für „beziehungsunfähig“ erklären, oder ein Problem mit sich, da er oder sie unter dem Ausbleiben dieser Erfahrung mehr oder weniger heftig leidet. Solche Personen befinden sich zwar im Einzugsbereich der Institution romantischer Liebe, aber an ihren devianten Rändern, wo es nicht gelingt, ihre Normen zu erfüllen. Simmel hat den Zustand der Suche nach einem passenden Liebesobjekt als „Leergang der Liebe“ bezeichnet, auch wenn er die Sache etwas optimistischer sieht und auch diesen objektlosen Suchbewegungen schon eine positive Liebesqualität zuspricht:

„Ich bin mir sogar nicht sicher, ob ihre Aktualisierung immer von einem Objekt abhängt, ob nicht das was man Sehnsucht oder Bedürfnis nach Liebe nennt, das dumpfe gegenstandslose Drängen besonders der Jugend nach irgend etwas, was man lieben könnte – ob das nicht schon Liebe ist, die sich nur noch in sich selbst bewegt, gewissermaßen ein Leergang der Liebe“ (Simmel 1921).

Diese Situation kann aber auch eine hohe Leidensqualität haben, vor allem wenn sie sich über längere Lebensabschnitte fortsetzt. Es ist plausibel anzunehmen, dass es eine beträchtliche Anzahl von Personen mittleren Alters – Männern wie Frauen – gibt, die an sich gern eine Beziehung führen und/oder in einer Familie leben würden, bei denen aber der Eintritt in ein solches Gebilde am Ausbleiben hinreichend ekstatischer romantischer Liebeserfahrungen scheitert – am Ausbleiben einer gewissermaßen vulkanischen Eruption der Gefühle, die einen auf Gedeih und Verderb und über alle Zweifel hinaus an eine bestimmte Person verweisen würde.

Diese Personen leben dann als Single oder in wechselnden kurzen Beziehungen, auf die sie sich nicht richtig einlassen, weil sie immer das Gefühl haben, dass „es das noch nicht ist“. Vielleicht leben sie irgendwann auch in einer ent-romantisierten, instrumentell-pragmatischen Haltung, wonach es so etwas wie Liebe sowieso nicht gibt, sondern nur individuelle sexuelle und emotionale Bedürfnisse, die je nach Bedarf mit den gerade verfügbaren PartnerInnen befriedigt werden (Whitehead 2003). Dabei könnten – und das ist das Tragische – unter anderen Bedingungen, in einer anderen Gesellschaft, die

meisten von ihnen gute Ehegatten und gute Familienmenschen sein, wenn sie nur bereit wären, sich unterhalb der Ebene des absoluten Überwältigtseins auf eine Beziehung einzulassen.

Zur Größe dieser Gruppe gibt es keine verlässlichen Daten – das heißt zur relativen Zahl unglücklicher Singles gegenüber glücklichen oder jedenfalls zufriedenen, freiwilligen Singles (wobei diese beiden Gruppen sicher auch nicht scharf voneinander zu trennen sind, sondern fließend oder situativ ineinander überblenden). Die Single-Forschung betont derzeit eher die zufriedenen Singles, die jenseits klassischer Rollen- und Familienbilder moderne, unkonventionelle Lebensformen praktizieren, während der Topos des einsamen Junggesellen oder der „alten Jungfer“ allzu verstaubt und heteronormativ klingt (Depaulo 2007). Oder soweit unglückliche Singles beschrieben werden, wird die Ursache dafür eher in rollenexternen Gründen gesucht, etwa im allzu großen beruflichen Erfolg von Frauen, die dies mit einem unglücklichen Liebesleben bezahlen, weil dafür die entsprechend erfolgstoleranten Männer fehlen (Whitehead 2003).

Gleichwohl scheint es eine logische Implikation des Begriffs der romantischen Liebe als Institution zu sein, dass es eine gewisse Zahl unfreiwilliger und (mehr oder weniger) unglücklicher Singles gibt, die sich an den gesellschaftlich hochgehaltenen Erwartungen orientieren, obwohl sie ihnen selbst nicht entsprechen können. Es gibt keine prästabilisierte Harmonie, die jedem die Begegnung mit einem passenden, im Vollsinn liebbaaren und verliebungsgeeigneten Menschen garantiert, oder die umgekehrt garantiert, dass diejenigen, die sich nicht romantisch verlieben, dann mit einer romantikfreien Lebensform auch glücklich sind.

3. Familien

Auf die dritte Fallgruppe passt die Bezeichnung „Opfer romantischer Liebe“ nur bedingt. Zum einen geht es hier nicht um eine bestimmte Gruppe von Individuen, sondern um Familien als soziales Gebilde. Zum zweiten werden hier nicht unbedingt *Familien* zum Opfer der *Liebe*, sondern oft eher umgekehrt: Die Liebe bzw. Paarbeziehung wird zum Opfer der Familie. Es geht also um die Inkompatibilität zwischen diesen beiden Systembildungsprinzipien – Intimbeziehung und Familie.

Die moderne „große Erzählung“ der romantischen Liebe suggeriert uns hier eine natürliche Zusammengehörigkeit: Aus der Liebe erwächst durch wunderbare biologische Fügung die Elternschaft, und das glückliche Paar erweitert sich zur glücklichen Familie (Beck, Beck-Gernsheim 1990). Tatsächlich handelt es sich hier aber um zwei denkbar gegensätzliche, wenn nicht inkompatible Sozialformen. Diese Inkompatibilität hat Simmel in seinen Überlegungen zur quantitativen Bestimmtheit der Gruppe wunderbar formuliert. Ihm zufolge wird die Zweiheit der Paarbeziehung durch den Übergang zur Dreiheit (Vierheit, Fünfheit ...) der Familie empfindlich gestört oder gar zerstört (Simmel 1908: 106ff.).

Die Unbestechlichkeit von Simmels soziologischen Blicks, in der für romantische Illusionen kein Platz ist, wird besonders gut deutlich, wenn man seine Aussagen zum Thema „Das Paar & das Kind“ oder „Liebe & Reproduktion“ mit Hegels Blick auf dasselbe Thema vergleicht. Dieser Vergleich ist nicht abwegig, da Simmel sich ja in Theorietechnik und Begrifflichkeit durchaus an Hegel orientiert hat. Hegel schwelgt in seinen Passagen zu Liebe, Sexualität und Zeugung geradezu in Einheitsrhetorik: Die Rede ist von der Verschmelzung der Gegensätze, dem Einswerden des Differenten – von Mann und Frau, von Ansichsein und Fürsichsein, von allem überhaupt –, das im Liebesakt geschieht und im Kind in eine physische Existenz gesetzt wird (Hegel 1797/98, S.245ff.). Das Kind ist für ihn die verkörperte, objektivierte Vereinigung der Liebenden. Dagegen arbeitet Simmel glasklar die Gegensätzlichkeit und

das Spannungsverhältnis zwischen einer exklusiven Zweierbeziehung und der Dreiheit (oder Vielheit) der Familie heraus. Er schreibt:

„Nun liegt es auf der Hand, wie sehr der Intimitätszug der Zweierverbindungen mit ihrem soziologischen Spezifikum zusammenhängt, keine höhere Einheit über ihre individuellen Elemente hinaus zu bilden. Denn diese Einheit [...] wäre doch gewissermaßen ein Drittes, das sich irgendwie zwischen sie drängen kann. [...] Daß so ein Drittes, das aus den beiden Subjekten einer Vereinigung herausgewachsen ist, deren intimsten Sinn unterbricht, ist für die feinere Struktur der Gruppierungen zu zweien bezeichnend; und es gilt so prinzipiell, daß selbst die Ehe, sobald sie zu einem Kinde geführt hat, ihm manchmal unterliegt. [...] Die Leidenschaft sucht die Grenzen des Ich niederzureißen und das eine in das andere aufzuheben; aber nicht sie werden zur Einheit, sondern eine neue Einheit entsteht: das Kind. [...] [So steht] das Gewordene zwischen seinen Erzeugern [...]. Das metaphysische Einssein, zu dem die beiden nur miteinander zu verschmelzen begehren, ist ihnen nun gleichsam aus der Hand geglitten und steht ihnen als ein Drittes, Physisches, gegenüber“ (Simmel 1908, S.106f.).

Diese Feststellung wird durch die heutige Familiensoziologie immer wieder bestätigt: Die Geburt eines Kindes ist mit die schwerste Belastung für eine Paarbeziehung, und die Geburt des zweiten Kindes vertieft die Krise noch einmal. Paare erleben Krisen, Spannungen, Entfremdung, sei's als Konflikt, sei's als stillschweigender Rückzug in die jeweiligen Zuständigkeitsbereiche; sie erleben fast immer eine vorübergehende oder dauerhafte Verschlechterung der Beziehungsqualität. Entgegen dem Traumbild von der glücklichen Familie tut sich in der Praxis ein tiefer, oft unüberbrückbarer Graben zwischen der tiefen inneren Bezogenheit der Zweierbeziehung und dem täglichen Trubel des Familienlebens auf – dem unaufhörlichen Strom von kleinen praktischen Notwendigkeiten und Nichtigkeiten, von zu schmierenden Pausenbrot, auszufüllenden Elterninformationsszetteln und zu koordinierenden Geburtstagsfeiern.

Von der Theorie funktionaler Differenzierung aus kann man sagen: Intimbeziehung und Familie sind zwei Funktionslogiken, die nur aus Versehen – durch den Zufall der biologischen Reproduktion – zusammen in ein System gesperrt sind und eigentlich überhaupt nicht zusammenpassen (Tyrell, Herlth 1994). Ein ähnlicher Fall sind Universitäten, an denen Bildungslogik und Forschungslogik aus kontingenten historischen Gründen zusammen in ein System gesperrt sind, ebenfalls mit problematischen Folgen (Stichweh 1984, S.86ff.). Entgegen einem häufigen Vorurteil heißt funktionale Differenzierung nicht, dass alles in der Gesellschaft gut und harmonisch geordnet ist. Es heißt nur, dass einzelne Funktionslogiken an Eigendynamik und Momentum gewinnen und der Motor gesellschaftlicher Entwicklung sich zunehmend in die einzelnen Funktionsbereiche hinein verlagert, ohne Garantie dafür, dass es dabei nicht zu Fehlern, Misspassungen, Tragiken kommt.

Ansatzweise wird in jüngerer Zeit unter dem Stichwort „Co-Elternschaft“ das Modell ausprobiert, Kinderkriegen und Beziehung zu trennen: Man bekommt Kinder bewusst außerhalb von Liebesbeziehungen, um Liebesbeziehungen weiterhin unbelastet mit einer Person führen zu können, mit der man nicht durch Familienbande verbunden ist (König 2015). Das entspricht dem Schema funktionaler Differenzierung, hat aber auch viele eigene Schwierigkeiten und Komplexitäten, so dass an seiner Durchsetzungsfähigkeit gezweifelt werden darf. Vermutlich wird es deshalb auf absehbare Zeit bei der „riskanten Kopplung von Partnerschaft und Elternschaft“ bleiben (Tyrell, Herlth 1994).

Es handelt sich hier in gewisser Weise um eine Tragik funktionaler Differenzierung. Die Möglichkeit solcher Tragiken hat Andrea Leupold an der inneren Scheiternsdynamik romantischer Liebe – dem oben erwähnten „romantischen Fehlschluss“ – formuliert:

Es sei eine offene Frage, „ob man mit der makrosoziologisch als notwendig erwiesenen romantischen Liebe in der Ehe tatsächlich leben kann. [...] Es ließe sich ja auch ein gewissermaßen tragischer Begriff der Ehe denken, derart, daß ein aus gesellschaftsstrukturellen Gründen unverzichtbares Prinzip innerehelich dann doch disruptive Wirkungen entfaltet“ (Leupold 1983, S.305).

Ebenso lässt sich ein tragischer Begriff der Familie denken, dem gemäß eine aus biologischen Gründen schwer beseitigbare Systemgründungskonstellation innerfamiliär dann fatale Wirkungen entfaltet.

4. Pathologien der modernen Gesellschaft

Die eingangs formulierte Doppelrealität, dass Liebe enorme Positivpotentiale hat, aber auch enorme Schäden und Opfer erzeugen kann, ist gesellschaftstheoretisch betrachtet ganz normal. Es ist der typische Fall in der funktional differenzierten Gesellschaft, dass jeder Funktionsbereich große Errungenschaften und Leistungssteigerungen hervorbringt, aber auch seine eigenen Risiken und Pathologien.

Beispielsweise hat die moderne, demokratische Politik in einer unter dem Strich recht wohltuenden Weise das Leben mit einem Netz staatlicher Regularien und Leistungen überzogen, und sie hat auch durchaus ernstzunehmende Mitsprache- und Mitentscheidungsmöglichkeiten geschaffen. Aber sie erzeugt eben auch systemimmanente Pathologien, etwa eine Tendenz zur Überbürokratisierung und überschießenden Dauerreform sowie eine Tendenz zur Herausbildung einer mehr oder weniger geschlossenen politischen Klasse samt der darin strukturell angelegten Gegenbewegung des Populismus als des „Schattens der Demokratie“ – den Vorwurf, dass „das Volk“ von „denen da oben“ nicht richtig gehört und ernst genommen wird (Canovan 1999; Wejnert 2014).

Ebenso haben die Massenmedien eine enorm Leistungsfähigkeit in Bezug auf die tägliche Selbstbeobachtung der Gesellschaft, sie informieren uns in schnellem Takt und mit teils hohem investigativem Anspruch, und sie beliefern uns mit Unterhaltung mit teils hohem Reflexionsniveau und intelligent-ironischem Beobachtungsstil. Aber sie nähren eben auch potentiell gefährliche oder problematische Mechanismen, wie die Neigung zu Negativität, Konflikt und Skandal, die oft ein einseitiges und nicht immer faktengerechtes Bild der Welt erzeugt (Rosling 2018) und dazu führen kann, dass man von bestimmten, nachrichtenwertintensiven Themen – wie Flüchtlinge, RechtspopulistInnen und ähnliches – nicht lassen kann, selbst wenn man weiß, dass es im Sinn des politischen Klimas besser wäre, darauf etwas unaufgeregter und ohne reflexhafte „Schnappatmung“ zu reagieren.

Diese Doppelung von Steigerungen in positiver und negativer Richtung gilt eben auch für Liebe. Romantische Liebe steigert die Möglichkeiten interpersonellen Austauschs in einer Weise, die vor der Erfindung dieses Prinzips wenn nicht unmöglich, so doch unwahrscheinlich und selten war. Aber sie steigert damit eben auch die Frust- und Enttäuschungspotentiale und die Möglichkeiten, sich gegenseitig das Leben zur Hölle zu machen. Die Risiken und Pathologien, denen wir als Liebende zum Opfer fallen, sind insofern ganz normal.

Literatur

Beck, Ulrich und Elisabeth Beck-Gernsheim. 1990. *Das ganz normale Chaos der Liebe*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Canovan, Margaret. 1999. Trust the People! Populism and the Two Faces of Democracy. *Political Studies* 47:2–16.
- Collins, Randall und Scott Coltrane. 1991. *Sociology of Marriage and the Family*. Chicago: Nelson-Hall.
- Depaulo, Bella. 2007. *Singled Out. How singles are stereotyped, stigmatized, and ignored, and still live happily ever after*. New York: Griffin.
- Elliott, Mabel A. und Francis E. Merrill. 1934. *Family Disorganization*. 3. Auflage. New York 1950: Harpers.
- Goode, William J. 1959. The Theoretical Importance of Love. *American Sociological Review* 24:38–47.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich. 1797/98. *Frühe Schriften*. Werke Bd. 1. Frankfurt 1971: Suhrkamp.
- Illouz, Eva. 2003. *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt-New York: Campus.
- Illouz, Eva und Shoshannah Finkelman. 2009. An Odd and Inseparable Couple. Emotion and Rationality in Partner Selection. *Theoretical Sociology* 38:401–422.
- König, Jochen. 2015. *Mama, Papa, Kind? Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien*. Freiburg: Herder.
- Leupold, Andrea. 1983. Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen. *Zeitschrift für Soziologie* 12:297–327.
- Luhmann, Niklas. 2008. *Liebe. Eine Übung*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Rosling, Hans. 2018. *Factfulness: Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist*. Berlin: Ullstein.
- Simmel, Georg. 1908. *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Ausgabe Frankfurt 1992: Suhrkamp.
- Simmel, Georg. 1921. *Über die Liebe [Fragment]*. http://socio.ch/sim/posthum/post_liebe.htm.
- Stichweh, Rudolf. 1984. *Zur Entstehung des modernen Systems wissenschaftlicher Disziplinen – Physik in Deutschland 1740–1890*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Swidler, Ann. 1980. Love and Adulthood in American Culture. In *Themes of Work and Love in Adulthood*. Hrsg. Neil J. Smelser und Erik H. Erikson, 120–147. Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Tyrell, Hartmann. 1979. Familie und gesellschaftliche Differenzierung. In *Familie – wohin?* Hrsg. Helge Pross, 13–78. Reinbek: Rowohlt.
- Tyrell, Hartmann. 1987. Romantische Liebe. In *Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*. Hrsg. Dirk Baecker, 570–599. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tyrell, Hartmann und Alois Herlth. 1994. Partnerschaft versus Elternschaft. In *Abschied von der Normalfamilie? Partnerschaft kontra Elternschaft*. Hrsg. Alois Herlth, 1–15. Berlin: Springer.
- Wejnert, Barbara. 2014. Populism and Democracy: Not the Same but Interconnected. In *The Many Faces of Populism*. Hrsg. Dwayne Woods und Barbara Wejnert, 143–161. Bingley: Emerald Group Publishing Limited.
- Whitehead, Barbara Dafoe. 2003. *Why There Are No Good Men Left: The Romantic Plight of the New Single Woman*. New York: Broadway Books.